

als Grubenholz nach England transportiert in einer unheimlichen Geschwindigkeit. Unser deutscher Wald hat sehr gelitten. Sehr geschädigt ist unser Forst durch die Explosion in Hänigsen. Im Sommer sah der Wald aus, als ob es Herbst sei, man weiß nicht, ob die Lärchen und Buchen im Frühling wieder ausschlagen werden, so grau und gelb sehen sie von dem Qualm aus. Ich fürchte, in wenigen Jahren wird es kein Brennholz mehr geben.

Dokument 31

Wathlingen: Otto Pröhl, Büroleiter im Kaliwerk Niedersachsen¹

3. September 1948

Am 15. Mai [1945] wurden viele Wathlinger durch den Amerikaner verhaftet. Die Lastwagen fuhren Haus bei Haus, hier wurden circa 20 bis 25 Personen verhaftet, nicht nur Angestellte, sondern auch Arbeiter. Ich stand unter der Anklage, einem Polen ins KZ verholfen zu haben. Das war nicht wahr, ich hatte darauf absolut keinen Einfluß. Ich gehörte mit zum Verein für das Deutschtum im Ausland, zur NSV und mußte später auch stellvertretender Blockleiter sein.

Mit 18 Jahren bin ich nach hier aufs Werk gekommen, habe mein ganzes Leben nur Arbeit für das Werk gekannt, nun war das der Dank, daß mich die Kommunisten als schweren Jungen der Partei brandmarkten. Meine Entnazifizierung lief kurz vor Weihnachten 1946 an, ich wurde verhört und 1947 mit dem Bescheid entlassen, so lange meine Berufung nicht entschieden sei, könnte ich weiter in meinem Beruf arbeiten. Ich war

ländische Zwangsarbeiter, die in der in den 30er Jahren unterirdisch im Kaliwerk Riedel eingerichteten Heeresmunitionsanstalt Hänigsen eingesetzt wurden, und eines, das von der Gewerkschaft Elwerath (vgl. Anm. 6) unterhalten wurde. Beide Lager dienten nach Kriegsende noch kurzzeitig als Sammellager für die nunmehr befreiten Zwangsarbeiter. – Bei der Räumung der Munitionsanstalt (bzw. des Munitionsdepots) Hänigsen kam es im Juni 1945 zu einer großen Explosion, die zahlreiche Tote und Verletzte forderte.

¹ Kaliwerk Niedersachsen AG, 1902 gegründet, 1911 Beginn der eigentlichen Kaliförderung, 1921 zunächst im Burbach-Konzern, dann in der Wintershall-Gruppe, der größten Unternehmensgruppe der deutschen Kali- und Erdölindustrie, aufgegangen; zwischen April und Juli 1945 Unterbrechung der Produktion. Das Kaliwerk in Wathlingen ist durch eine Sohle mit dem 4,5 Kilometer entfernten Kaliwerk Riedel in Hänigsen (Landkreis Burgdorf) verbunden. Zur Heeresmunitionsanstalt beim Kaliwerk Riedel vgl. Dok. 30, Anm. 7. – Otto Pröhl (1894–1988) war nach einer Lehre beim Kaliwerk Ehmén 1913–1959 beim Kaliwerk Niedersachsen in Wathlingen tätig, u. a. als Direktions-Sekretär und zuletzt als Bürovorsteher.

durch den Tod meines einzigen Sohnes, der sich im Arbeitsdienst² in Ostpreußen eine schwere Lungentuberkulose zugezogen hatte, der ein volles Jahr hier todkrank bei uns gelegen hatte und am 5. April 1945 beerdigt wurde, so tief gebeugt, daß mich die Verhaftung nicht so traf wie sonst wohl.

Am 15. April 1945 wurde unser Werk besetzt. Die Feinde kamen über Hänigsen [Landkreis Burgdorf]. Der Panzerzug stand von der Ecke der Chaussee bis vor unsere Arbeiterhäuser. Wir waren am Montag und Dienstag noch mal im Werk, der Betrieb wurde offiziell am 7. April eingestellt. Es war rundumher eine tolle Schießerei, die Flugzeuge kreisten unaufhörlich. Am 8. April fielen auf die Rückstandshalde und auf die angrenzenden Felder Bomben. Die Baulichkeiten des Werks erlitten keinen Schaden. Nördlich unserer Kolonie fielen Bomben, sie brachten aber nur Splitterschäden, obwohl die Einschläge nur 15 Meter weit weg waren. Es entstand Schaden an Dach, Fenstern und Türen.

Direktor Fabian³ mußte auch aus seiner Wohnung. Es wurde ein provisorisches Büro in meiner Wohnung eingerichtet im Beamten-Wohnhaus II. Eine Schreibmaschine konnte das Nötigste erledigen. Verschiedene Büromaschinen wurden während der Besatzungszeit entwendet. Hier oben im Bürohaus wohnten die Amerikaner; eine kaufmännische Angestellte, die hier ihre Wohnung hatte, mußte räumen. Diese Amerikaner waren für die Bewachung des Werkes eingesetzt. Sie blieben bis Mitte Juni hier wohnen. Der Förder- und Produktionsbetrieb wurde am 2. Juli wieder aufgenommen, erst einmal einschichtig. Im Juli wurden auch 63 Arbeiter wieder neu eingestellt.

Ende August 1945 war die Belegschaft wieder auf 350 Mann angewachsen. Ein zweischichtiger Betrieb wurde ab Mitte Dezember eingerichtet. Ende Dezember 1945 betrug die Belegschaft wieder 492 Mann. Es waren viel entlassene Soldaten dabei, dem Bergbau fremd, die das nicht leisten konnten, was Facharbeiter leisten. Viele von ihnen wanderten wieder schwarz über die Grenze, um ihre Familien zu suchen. Im Ledigenheim haben noch immer von derlei Leuten 80 bis 90 Unterkunft. Sie haben eine große Freude am Sport. Der Sportverein Wathlingen besteht in Hauptsache aus unserer Belegschaft, sie werden durchaus im Dorfe mitgerechnet, sie sind vor allem gute Fußballspieler.

Beim Umsturz wurde in der Warenabgabestelle manches entwendet. Die Besatzungstruppen haben nichts demoliert. Die Amerikaner standen vorn am Werkseingang und paßten auf, daß niemand das Werk betrat. Die Landwirte bekamen 1945 deshalb so wenig Kali, weil die meisten Ka-

² Zum Reichsarbeitsdienst vgl. Dok. 33, Anm. 5.

³ Wilhelm Fabian (1897–1977), Bergassessor a. D., 1934–1957 Direktor des Kaliwerkes Niedersachsen in Wathlingen, danach Direktor des Kaliwerkes „Siegfried Giesen“ bei Sarstedt (Hannover).

liwerke in der russischen Zone lagen und weil die Produktion der Werke in der britischen Zone erheblich geringer war. Auch die Ersatzteile für die Motoren mußten erst wieder angeliefert werden. 25 Prozent Kali liegen in der Westzone und 75 Prozent in der Ostzone. Die Kaliwerke mußten erst wieder anlaufen nach der Besetzung. Außerdem waren keine Lagerstände gehortet. Früher waren Feierschichten eingelegt, weil zu viel Vorräte da waren, es war ja ein ausgesprochenes Saisongeschäft. Die letzten Jahre aber war der Kali immer weg. Die Vorräte, die 1944 angesammelt waren, wurden frei im Landabsatz abgestoßen, denn es waren keine Waggonen da, um den Kali weiter zu transportieren. Es gingen täglich 2000 bis 7000 Doppelzentner weg. Es wurde beliefert in Hauptsache das nördliche Hannover und Schleswig-Holstein. Kali ist auch heute noch kontingentiert. Zwar ist es auf dem Papier für frei erklärt, aber die Lenkung erfolgt doch durch unsere Verbrauchsstelle. Auch jetzt nach der Währungsreform. Die Zwangsbewirtschaftung des Kali blieb nach dem Kriege aufrechterhalten, worauf die Besatzung streng achtete. Angesichts der zunehmend angespannten Ernährungslage wurde seitens der Besatzung bewußt auf Export verzichtet. Erst nach der Währungsreform und mit der Steigerung der Kali-Produktion sowie mit den zunehmenden Erleichterungen im Export und Import wird versucht, den Auslandsbedarf wieder zu berücksichtigen, jedoch daraufhin überwacht, daß die inländische Landwirtschaft ausreichend beliefert wird. Über die Auswirkung der Geldverknappung durch die Währungsreform und etwaiges Zurückhalten der deutschen Landwirtschaft in der Verwendung des Kali läßt sich noch nichts sagen. Die gute Ernte dieses Jahres ist zurückzuführen auf die bessere Kali-Belieferung in Verbindung mit Stickstoff und vor allem auf das gute Wetter. Der liebe Gott hat das Beste daran getan.

Die Produktion erreicht seit der Währungsreform wieder den Stand von 1944, d. h. 20000 Doppelzentner Rein-Kali pro Monat.

Die Belegschaft ist noch erhöht, um die notwendigen Unterhaltungs- und Aufsuchungsarbeiten im Grubenbetrieb zur Sicherung der Zukunft des Werkes nachzuholen, die durch die angespannten Kriegszeiten vernachlässigt wurden, es sind etwa 600 Mann Belegschaft mit Angestellten.

Beim bevorstehenden Einzug der Besatzung lockerte sich die Haltung der Polen, während die Kriegsgefangenen und die Zivilarbeiter am zweiten Tage nach der Besetzung schon fortgingen, blieben die Polen hier. Sie benahmen sich im ganzen ordentlich. Sie stellten Ansprüche in der Weise, daß sie den Deutschen nun zum mindesten gleichgestellt würden, obwohl sie aus unserer Belegschaft ausschieden. Die Franzosen gingen schon mit der Truppe fort.

Von den westlichen Arbeitskräften glaubte einer, in der Heimat keine rechte Basis für die Zukunft zu finden, indem er seinem Friseurberuf hier nachgehen wollte. Ein anderer glaubte, im Rahmen der erwarteten Unordnung eine führende Rolle mit den sich aus der Bevölkerung abhebenden

neuen Kräften zu spielen; beide wurden durch die Besatzung gezwungen, in die Heimat zurückzukehren.

Die erste Besetzung des Werkes selbst erfolgte durch ein amerikanisches Kommando des Kaliwerks Riedel, das bisher Munitionsanstalt war und daher wegen der großen Mengen dort lagernder Munition sofort besetzt und besonders scharf bewacht wurde. Es war der Besatzung bekannt, daß zwischen den beiden Schächten Riedel und Niedersachsen eine Verbindung besteht, so daß daher die Bewachung des Werkes Niedersachsen entsprechend scharf gehandhabt wurde.

Dies erste Kommando, geführt von amerikanischen Soldaten polnischer Nationalität, unterschied sich in seinem rigorosen Vorgehen wesentlich von dem Verhalten der einquartierten amerikanischen Fronttruppe. Die Notquartiere der Angestellten in den Werksgebäuden wurden zwangsweise unter Drohungen geräumt, die vor der Einquartierung in den Wohnungen sichergestellten Sachen durchstöbert und teils geplündert. Als sie auf dem Werk freie Herren waren, ließ sich ihre Zerstörungswut an Büro, Einrichtungsgegenständen und Kassenschränken aus. Ebenso an wertvollen Zeichnungen. Es wurde jedoch kein wesentlicher Schaden angerichtet.

Andere Nachfolge-Kommandos vertrieben sich die Zeit durch spielerischen Einsatz der verschiedensten Betriebs-Einrichtungen: Mit Zylinder, Frack und Regenschirm bekleidet, fuhren sie stolz mit selbst angeheizten Lokomotiven auf dem Werkplatz umher. Trotz der Sperrung der Schachtfördereinrichtung bestand großes Interesse daran, in den Schacht und in die Grube zu gelangen. Die Besatzungstruppen mutmaßten unter Tage geborgenes Kriegsgerät und sonst sichergestellte Dinge. Die eingeweihten Polen glaubten zu wissen, daß sich unter Tage noch größere Vorräte an Bergmannsschnaps befänden. Da das letztere zutraf, nahm auch bald die zuständige Ortskommandantur Interesse an diesem für die Bevölkerung verbotenen Alkohol. Infolge Kohlenmangels und Unterbrechung der Stromzufuhr war die Grube längere Zeit nicht zugänglich. Einige mutige Polen versuchten, auf den Leitern in den Grubenbau vorzudringen. Sie bereiteten das Heben des Schnapses durch bereitgestellte Handwinden und Wasserkannen vor. Ohne Erfolg und stärkstens erschöpft kamen sie wieder zu Tage. Eine besonders ausdauernde Exkursion dieser Art drohte Schwierigkeiten zu bereiten, da sogar ein Angehöriger der Besatzungstruppe beteiligt war und vermißt wurde. Als der Kessel mit dem letzten Kohlenvorrat angeheizt wurde, um die Fördermaschine anzukurbeln, um die Suchaktion zu bewerkstelligen, kam er wieder zu Tage.

Die amerikanische Kommandantur in Wathlingen war durch einen sehr verständigen Offizier aus technischem Beruf besetzt, der alsbald mit der Werksleitung die Wiederaufnahme der Unterhaltungsarbeiten an den wichtigen Werkseinrichtungen und Maschinen besprach, so daß nunmehr auch eigene Belegschaftsmitglieder Erlaubnis, das Werk zu betreten, erhielten.

Auch wurde er von den Schnapsvorräten unter Tage von seinem Vorgänger unterrichtet. Der Schnaps mußte beschlagnahmt werden; abgestellt auf einer tieferen Sohle, die ohne Ortskenntnis von den voreiligen Vorgängern nicht erreicht werden konnte, lagerte der Schnaps bei 35 Grad Wärme. Ein amerikanischer Soldat, Rechtsanwalt, vermittelte die Verständigung, die dahin ging, daß der Schnaps zur Sicherheit der Besatzungstruppe an Ort und Stelle geprobt werden mußte, wozu die besseren Rauchwaren die Besatzungstruppe zu stellen habe.

Ob die kräftigen Amerikaner nun zu wohlherzogen oder zurückhaltend waren, sie dankten sehr bald, und die Kumpels meinten, sie seien punkto Alkohol doch die stärkeren. Beim Abtransport über Tage mit deutscher und amerikanischer Bewachung gingen doch noch einige Flaschen wohlwollend verloren. Die Hauptsache landete in der Kommandantur, und die Werksleitung hatte Ruhe. Kurz vor dem Abzug der Amerikaner und Ankunft der Engländer wurde der Belegschaft das wohlverwahrte Fäßchen Schnaps zur Verteilung zur Verfügung gestellt, während die Flaschen natürlich an die Truppe verteilt worden waren.

Obwohl die amerikanische Truppe mit allen erdenklichen technischen Einrichtungen und Bequemlichkeiten eingerichtet war, so traf man doch immer wieder auf das Erstaunen über die kulturellen Wohngelegenheiten der Belegschaft in der Werkskolonie, und die Soldaten wollten es nicht glauben, daß nicht etwa Angestellte, sondern der einfache Arbeiter in diesen Wohnungen sein Heim pflegte.

Unter der Truppe befanden sich des öfteren einige deutschstämmige Amerikaner, unter denen einige dadurch auffielen, daß sie, beeinflusst durch die Propaganda und die ersten Nachrichten über Belsen, ihren Abscheu gegen die deutschen Landsleute in nachdrücklichster Form zum Ausdruck brachten. Sie betrachteten all und jeden als „verruchten Nazi“ und beschimpften ihn, ohne allerdings tätlich Vergeltung oder Strafe zu üben, sie spuckten sie nur an.

Die Amerikaner kümmerten sich nicht um mich. Sobald ich dienstlich von ihnen angefordert wurde, befragten sie mich in durchaus fairer Weise. Wir durften Betten, Anzüge, Porzellan, Kristall, Silber, alles aus der Wohnung mitnehmen, als die zweite Truppe kam: „Bitte, dann haben wir keine Verantwortung!“ Allerdings, meinen Zirkelkasten, Rechenschieber, Zigarrettendose, diese kleinen netten Spielereien haben sie mitgenommen. Sie waren sehr ordentlich.

Die Partei hat sich nicht viel um das Werk gekümmert. Die DAF hat sich immer sehr anständig benommen. Der Kreisleiter ist gar nicht hier gewesen. Einmal bin ich bei ihm in Celle gewesen, als Werksleiter war ich nicht einmal Pg. Ich war im Osten vier Jahre, da fiel das nicht auf. Zur Nazizeit hatte jeder seine eigenen Sorgen, so daß ein persönlicher Konnex zwischen Dorf und Kolonie nicht bestand.

Die Zeit nach dem Kriege ist bestimmt meines Erachtens durch die Per-

son des Gemeindevorstehers, Mitglied der SPD, heute Gemeindedirektor, er ist ein derartig geschätzter Mann⁴. Seine Tätigkeit erstreckt sich zwangsläufig in der Hinsicht sozialer Betreuung wenig auf die selbständigen Landwirte, vor allem aber die Flüchtlinge. Da die Belegschaftsmitglieder durch Bergbau und Werk betreut werden, machen ihm diese keine über- großen Sorgen.

Nach dem Kriege lebte die Geselligkeit in Sport und Tanz wieder auf. Sie spielt sich harmonisch ab zwischen den hierfür in Betracht kommenden Kreisen im Dorfe sowie in der Werkskolonie. Denn durch die annähernde Verdoppelung der Einwohnerzahl des Dorfes wie auch der Kolonie tritt der ursprüngliche Bauernstand in dieser oberflächlichen äußeren Erscheinung zurück. Innerlich ist auch jeder Bauer durch das Flüchtlingselend so mit den Gemeindesorgen verknüpft, daß Sonderinteressen daneben keinen Platz haben. Gerade unter der Führung des Gemeindedirektors Oberheide, der ausgleichend wirkt, besteht zwischen den alteingesessenen Bauern und der Industriebelegschaft und den sonst im Erwerb stehenden Zugezogenen eine angenehme Harmonie. [...]

Dokument 32

Wathlingen: Gerhard Berger, Lehrer, Flüchtling aus Brieg (Schlesien), angestellt an der Volksschule Wathlingen

15. Januar 1948

Ich bin so sehr enttäuscht von den niedersächsischen Bauern, vor allem von den Wathlingern. Wir Schlesier sind eine großzügige Gastfreundschaft gewohnt. Wir sind Grenzbewohner, und der Deutsche nahm den Deutschen mit einer ganz besonderen Herzlichkeit auf. Wir Deutsche waren ja dort aus allen Teilen Deutschlands zusammengewürfelt. Die Polen wurden weniger beachtet. Aber hier haben wir gar kein Entgegenkommen gespürt. Ein Bauer hat mich oder meine Frau fünf Mal vom Hofe geschickt, immer auf ein anderes Mal vertröstet wegen Kartoffeln, zuletzt hat er meine Frau unfreundlich vom Hofe gewiesen. Von da an hat sie diesen Bauern nicht mehr begrüßt. Zwischen Weihnachten und Neujahr hat der Bauer mich darauf angedeutet, daß meine Frau seinen Gruß nicht erwidere. „Sie haben ja meine Frau vom Hofe gewiesen!“ – „Das weiß ich gar nicht! Ich bin wohl sehr nervös gewesen! Lassen Sie uns einen Strich unter die Sache machen.“ Wenn ich nicht drei Jahre in Rußland gewesen wäre und dort den Kommunismus kennengelernt hätte, wäre ich jetzt sicher Kommunist. Aber nun kann ich das nicht.

⁴ Friedrich Oberheide, vgl. Dok. 30, Anm. 4.